



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Willkomm, Ernst: Jugenderinnerungen : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Jugenderinnerungen.

Von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

So verstrich über ein halbes Jahr; da gelangte aus einem weit entlegenen unbekanntem Dorfe Böhmens mit unaussprechbarem tschechischen Namen ein Schreiben an meinen Vater, in welchem diesem angezeigt wurde, es sei vor mehreren Monaten ein unbekannter Knabe in halbverhungertem Zustande auf der Gemarkung des genannten Dorfes aufgehoben worden, dessen Aussehen mit der Beschreibung des Vermissten in der „Prager Zeitung“ genau übereinstimme. Das Kind könne nur mit Mühe sprechen und sei schwer zu verstehen (mit diesem Naturfehler war der Vermisste behaftet), befinde sich aber sonst wohl und werde seit der Auffindung auf Kosten der Gemeinde verpflegt und mit andern gleichaltrigen Kindern fleißig zur Schule angehalten.

Diese Zuschrift aus dem entlegenen Dorfe Stockböhmens machte begreiflicherweise ungeheures Aufsehen, und die Kunde davon lief schnell von Ort zu Ort. Hoffnung und Furcht bemächtigten sich der Eltern des Knaben, und von neuem begann die kaum vernarbte Wunde wieder zu bluten. Man wagte kaum zu hoffen, der so tief in Böhmen aufgefundene Knabe könne der tot geglaubte sein, weil es ganz unbegreiflich blieb, daß ein hilfloses Kind ohne jegliche Begleitung so weit in die Welt habe hineinlaufen können.

Inzwischen machte sich der Vater des Vermissten in Begleitung seines ältesten Sohnes mit eigenem Gespann auf den Weg, um die Reise nach Böhmen anzutreten. Nach anderthalb Wochen kehrten sie, von der ganzen Gemeinde freudig begrüßt, mit dem Gefundenen glücklich zurück. Der verlaufene Knabe hatte Vater und Bruder sofort wieder erkannt; er war größer geworden, sprach aber mit schwerer Zunge fast ebenso viel Böhmisches wie Deutsch.

Es konnte nie ermittelt werden, wie das achttjährige Kind, durch Felder und Wälder irrend, ohne zu verhungern, sich so weit von seiner Heimat hatte verlaufen können. Um seine Schicksale befragt, gab der wenig begabte Knabe ganz unverständliche Antworten, aus denen nur hervorging, daß er meistens im Walde gelebt haben mußte. Nach seinen schwer verständlichen Aussagen wollte er die Nächte bei Hirschen zugebracht, auch die Nahrung, nämlich Bucheckern, mit diesen geteilt haben. Erd- und Heidelbeeren hatten ihm gedient, seinen Durst zu löschen. Einmal hatten im Walde lagernde „braune Menschen,“ wie er sich ausdrückte, sich seiner angenommen und ihm zu essen gegeben. Mit diesen — wahrscheinlich stieß der Verirrte auf umherziehende Zigeuner — war er weitergegangen, bis er vor Müdigkeit eingeschlafen war. Ueber sein letztes Ergehen vor der Auffindung durch seinen böhmischen Retter fehlte dem Verirrten jede Erinnerung.

Der Heimgekehrte blieb lange Zeit für alle Dorfbewohner ein Gegenstand neugierigen Anstaunens, in der Schule aber wäre dem Ärmsten seine unfreiwillige Wanderung beinahe zum Argen ausgeschlagen. Da er nämlich die deutsche Sprache halb vergessen hatte und sie mit böhmischen, allen unverständlichen Wörtern seltsam austaffirte, so nannten seine Kameraden ihn den „Böhman“ oder nach seinem Taufnamen den „böhmischen Hans,“ was der so gerufene übel vermerkte und als Beschimpfung ansah, weshalb es eine Zeit lang allerhand Kaufereien und Verdrießlichkeiten gab, die indes schließlich von selbst wieder aufhörten.

6.

Mit dem Lesen des erwähnten Büchleins über die Reformation kam eine Begeisterung über mich, die kaum zu befriedigen war. Vorher hatte mir der Vater nur gestattet, unter seinen Augen und seiner besondern Aufsicht zu lesen. Dies geschah auf seinem Studirzimmer des Nachmittags, wenn die Eltern zusammen ihren Kaffee tranken. Der Vater las dann gewöhnlich theologische oder literarische Journale, während die Mutter mit einer Handarbeit beschäftigt war. Bei einem mir aufstoßenden unbekanntem Worte oder einem Satze, der mir nicht recht verständlich war, mußte ich den Vater um Belehrung angehen; denn er hatte den sehr vernünftigen Grundsatz, uns nach dem Lesen um den Inhalt des Gelesenen zu fragen. Konnten wir ihm darüber nicht klar und bestimmt berichten, so gab es eine Strafaufgabe. Diese zweckmäßige Einrichtung nötigte uns beim Lesen zu denken, immer bei der Sache zu bleiben und das Gelesene dem Gedächtnis einzuprägen.

In diesen Nachmittagsstunden, die wir Kinder als eine besondre Vergünstigung wohl zu würdigen wußten, habe ich den ganzen, zwölf Bände starken „Kinderfreund“ von Weiße nach und nach durchgelesen. Am liebsten darin

waren mir die kleinen Schauspiele, die alle einen moralischen Hintergrund haben und weil sie etwas Geschehenes darstellen, wohl geeignet sind, das kindliche Gemüt in lebhaftere Mitleidenschaft zu ziehen. Über alle Maßen aber entzückte mich „Robinson Crusoe,“ den ich in der Bibliothek des Vaters entdeckte und mit seiner Genehmigung zu lesen begann. Es war die Übersetzung des echten Defoeschen Buches, nur daß der Anfang der Erzählung von England nach Deutschland, nämlich nach Hamburg, verlegt war. Das mit Bildern versehene Buch ergriff mich in nicht zu beschreibender Weise, sodaß ich mich garnicht davon loszureißen vermochte. Ich vergaß darüber Essen und Trinken, ja selbst das Lernen der sehr mäßigen grammatikalischen Aufgaben, die mir der Vater stellte, und hatte am nächsten Tage wohlverdienten Verdruß davon. Eine selbstverständliche Folge dieser Nachlässigkeit war, daß mir der Vater mit Entziehung des anziehenden Buches drohte, jedenfalls das beste Mittel, mich zur Erfüllung einer Pflicht moralisch anzuhalten. Ich hätte zweifellos das verrückteste Zeug gelernt, um nur wieder in den Besitz des geliebten „Robinson“ zu kommen. Nie wieder habe ich ein Buch mit so unbeschreiblich hohem Genuß nicht gelesen, nein verschlungen und wieder verschlungen. Ich konnte nicht satt werden, mich in das Leben, die Leiden und Freuden des armen Schiffbrüchigen zu vertiefen, an die ich mit ganzer Seele glaubte. Nebenbei aber erschien mir auch die ferne Seestadt, in der sich solche unerhörte Dinge zutragen konnten, in einer zauberhaften Atmosphäre, und der Wunsch, Hamburg einmal im Leben zu betreten, gehörte zu den heißesten meiner Kindheit.

Wie oft ich „Robinson Crusoe“ gelesen habe, weiß ich nicht mehr, wahr aber ist es, daß ich das Buch, sobald ich es beendet hatte, sofort wieder von vorn anfang, was meinen Vater veranlaßte, die mir Gefahr drohende Lektüre schließlich alles Ernstes zu verbieten. Mit solchem Verbote ließ sich aber der einmal erwachte Trieb nach Belehrung nicht unterdrücken. Mich lockte das Ferne, das Fremde, das Wunderbare, und wäre die Versuchung an mich herangetreten wie an Robinson, so würde ich ihr schwerlich widerstanden haben.

Der Vater besaß eine händereiche Bibliothek, die meistens theologische, asketische und pädagogische Bücher ältern Stils enthielt. Eine Anzahl lateinischer Klassiker, ebenfalls alte und von Druckfehlern wimmelnde Ausgaben, fehlten auch nicht darin; dagegen war die Zahl der Bücher mit allgemein belehrendem Inhalt nicht eben stark. Indes fand sich doch Einzelnes darunter, das Knaben ohne Bedenken zur Anregung in die Hand gegeben werden konnte. Zunächst bemächtigte ich mich einer Übersetzung von Cooks „Reise um die Welt,“ die ich mit gleichem Heißhunger wie „Robinson Crusoe“ verschlang. Andre Schriften geographisch beschreibenden Inhalts folgten, befriedigten mich aber wenig, weil sie vermutlich zu trocken abgefaßt waren oder das abenteuerliche Element in ihnen garnicht vertreten war. Zu diesen Schriften gehörte eine bedeutende Anzahl Hefte, welche Missionsberichte enthielten. Mit diesen wurde

der Vater regelmäßig von einem Einwohner des Dorfes beschenkt, dessen, wenn ich nicht irre, einziger Sohn schon vor vielen Jahren als Missionär in die weite Welt gegangen war.

Dieser alte, schlichte Mann namens Byhain besuchte uns häufig, weil er dem Vater allerhand Anliegen vorzutragen hatte, und wir Kinder sahen ihn gern kommen, obwohl er als Person kein Interesse für uns haben konnte, da er meistens sehr salbungsvoll und nicht selten mit weinerlicher Stimme sprach. Was sein Erscheinen uns zum Feste machte, waren die gewöhnlich sehr langen Briefe von seinem fernen Sohne, die er mitbrachte, damit der Vater sie ihm laut vorlese und später in seinem Namen beantworte; denn der gute Alte, der selten die Grenze seines Geburtsortes überschritten hatte, war weder des Lesens noch des Schreibens kundig. Sein Sohn, der in jungen Jahren als Handwerker in dem nahen Herrnhut Arbeit gefunden hatte, fand Gefallen an dem stillen, gottesfürchtigen Leben der Brüder und schloß sich ihnen innigst an. Der junge Mann wurde sehr bald ein eifriges Mitglied der Gemeinde und gab den Vorstehern derselben den Wunsch zu erkennen, als Missionär unter die Heiden zu gehen. Das von ihm gezogene Loos wies ihm als zukünftigen Wirkungskreis Surinam an. Dort, in oder bei Paramaribo, lebte er seitdem und sendete seinem greisen Vater, der ganz allein in der Welt stand, regelmäßig drei- bis viermal des Jahres ausführliche Berichte über sein Leben und Wirken.

Dem Vorlesen der Briefe dieses Heidenbekehrers lauschte ich stets mit trunkenem Ohr, obwohl sie vieles enthielten, das für Knaben meines Alters keinen Reiz haben konnte. Mich fesselte das ferne Land mit seiner tropischen Vegetation, den halbwildern Einwohnern, die von einem Sohne unsers Ortes dem Christenglauben gewonnen wurden, und der unbekannte Missionär, der in dem heißen, ungesunden Klima endloses Ungemach erdulden mußte und dennoch in jedem Briefe Gottes Gnade und Liebe pries, erschien mir fast wie ein Heiliger. Kein Wunder, daß ich einen unwiderstehlichen Drang in mir erwachen fühlte, wenn nicht Ähnliches selbst zu erleben, so doch möglichst viel Missionsberichte zu lesen.

Der Vater wehrte mir nicht, da er gewahrte, daß diese Beschäftigung wesentlich dazu beitrug, mir die Geographie angenehm zu machen. Ohnehin überschlug ich alles, was mich nicht anzog, indem ich mir nur das allgemein Interessante zu eigen zu machen suchte. Immerhin blieb das Bekanntwerden mit den Bestrebungen der Missionäre, in die ich durch die Briefe jenes Heidenbekehrers in Surinam oberflächlich eingeweiht wurde, nicht ganz ohne Rückwirkung. Zunächst äußerte ich den Wunsch, Herrnhut, die Stätte, wo man solche Männer zu modernen Aposteln ausbildete, und das Leben in diesem Brüderorte kennen zu lernen. Der Name des Ortes ward oft genannt, denn sehr viele unsrer Lohnweber arbeiteten für dortige Handlungshäuser, die weitreichende überseeische Verbindungen hatten. Man hörte von den „Brüdern,“

wie sie im gewöhnlichen Leben hießen, im ganzen nur Gutes sprechen, wenn es auch Einzelne gab, denen das auffällig frömmelnde Wesen derselben nicht gefiel. Sie galten im Handel und Wandel für höchst zuverlässig und ihre Waaren für besser gearbeitet als die anderer Gewerbtreibenden. Es war jedermann bekannt, daß Herrnhuter niemals vorschlugen und daß sie sich beleidigt fühlten, wenn ein Käufer zu feilschen suchte. Der Vater teilte diese im Volke geltende Ansicht von der großen Redlichkeit und Gediegenheit der Herrnhuter, weshalb er selbst gern von ihnen kaufte, obwohl ihre Waaren nicht selten um ein Geringes teurer waren als andre.

Das Sektenwesen, das sich später innerhalb der evangelisch-lutherischen Kirche so widerwärtig breit machte und höchst bedenkliche Schößlinge trieb, bestand in meiner Jugend nicht. Die Menge hielt fest an der festen Überlieferung. Dies hielt jedoch vereinzelt Glieder der Gemeinde nicht ab, die eine oder andre Lehre strenger aufzufassen. Für solche nun lag in den Lehren der Brüdergemeinde eine schwer zu widerstehende Verlockung, von der sich im Leben hart gepriifte gern gefangen nehmen ließen. Solcher Persönlichkeiten gab es auch in der Gemeinde des Vaters verschiedne. Ohne den Schoß der Kirche zu verlassen, schlossen sie sich den „Brüdern“ an, wohnten, so oft sie konnten, den schlichten Gottesdiensten derselben bei, teilten wohl auch gelegentlich ein „Liebesmahl“ mit ihnen und ahmten im Äußern, in Tracht und Sprechweise, herrnhutisches Wesen nach.

Mein Vater, der auf streng lutherischem Standpunkte wenigstens als Lehrer und Prediger stand, war allem Sektenwesen abhold, für das Herrnhutertum aber hatte auch er wie die Mehrzahl seiner Amtsgenossen eine unleugbare Vorliebe. Er vertrug sich deshalb mit jenen herrnhutisch gefärbten Gemeindegliedern gut und kam auch mit wirklichen Brüdern dann und wann zusammen. Altem Herkommen gemäß wurde alljährlich einmal eine allgemeine evangelische Predigerkonferenz in Herrnhut gehalten, zu welcher von dem Bischof der Brüdergemeinde jeder einzelne Prediger in weitem Umkreise durch Rundschreiben eingeladen wurde. Diese Konferenzen besuchte mein Vater, wenn es seine Amtsgeschäfte irgend erlaubten, regelmäßig, und da sie in die schönste Jahreszeit fielen und sich damit eine gesunde Bewegung in freier Luft verknüpfen ließ, so durften mein älterer Bruder und ich ihn nach Herrnhut begleiten und sogar im Hintergrunde des Versammlungsraumes der Konferenz bewohnen.

Zu diesen Besprechungen mochten sich an protestantischen Geistlichen etwa hundert, einmal mehr, einmal weniger, einfinden, die in dem Gasthause des Brüderortes Unterkunft suchten und fanden. Unter dieser Schar Pastoren, aus deutschen und wendischen Dörfern, gab es nicht wenig originelle Figuren, die mir noch heute lebhaft vor der Seele stehen. Gar mancher trug noch einen ins Fuchsröte schimmernden, alten, abgerissenen Dreispiz und die meisten kurze Kniehosen, an welche zu größerer Zierde die schlechtgearbeiteten, um dünne

Waden schlotternden weichen Stiefelschäfte mit Lederriemchen befestigt wurden. Auf äußerliche Nettigkeit in Bezug auf die Kleidung legten die Gottesgelehrten damaliger Tage nur geringen Wert. Man bekam daher auf jenen Predigerkonferenzen Röcke von unsagbar komischem Schnitt und oft von fabelhaftem Alter zu Gesicht. Ohne jegliche Taille hingen diese Röcke ihren ehrwürdigen Trägern gewöhnlich bis auf die Knöchel herab und schlotterten bei raschem Gehen in malerischen Windungen um die Beine. Ganz besonders auffallend war mir, daß diesen wackern Verkündigern des Evangeliums fast regelmäßig aus der einen Rocktasche ein langer Zipfel des rot- und blaugewürfelten Sack-tuches heraushing, und ich hatte stark mit dem Gelüst zu kämpfen, diese Zierde durch festen Griff noch ein wenig zu verlängern.

Dennoch flößte mir die Gesellschaft dieser zum Teil gelehrten Männer Respekt ein, besonders als ich bald den einen oder den andern in der Konferenz über Gegenstände sprechen hörte, die mir selbstverständlich böhmische Dörfer waren. Ich hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, um womöglich etwas mich Fesselndes aus den mitunter ziemlich langatmigen Reden herauszufinden. Dies wollte jedoch nicht gelingen, denn die Verhandlungen drehten sich ausschließlich um Missionsangelegenheiten oder knüpften an briefliche Mitteilungen fernlebender Missionäre an, welche der Vorsitzende mit weicher, salbungsvoller Stimme vorlas. Leider wurde mir der Wunsch, einen wirklichen Missionär, welcher den Heiden das Christentum gepredigt hatte, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, nicht erfüllt.

Nach Beendigung der Konferenz wurde die noch übrige Zeit zu Besuchen im Brüder- und Schwesternhause verwendet, deren sauber gehaltene Räumlichkeiten auf jedermann einen wohlthuenden Eindruck machen mußten. Da äußerer Schmuck und Prunk dem einfachen Sinne der Brüdergemeinde widerstrebt, der nur geringen Wert auf die Vergänglichkeit irdischer Güter legt, so gab es in den genannten Häusern keinerlei Zierrat. Der Hausrat war mehr als einfach, die Wände aller Zimmer waren weiß gefalzt und weder durch Gemälde noch durch Kupferstiche geschmückt. Mit dieser Einfachheit stand die bescheidne, fast nonnenhafte Tracht der Herrnhuterinnen in vollkommenstem Einklang. Zungen und hübschen Gesichtern verlieh insbesondre der eigentümliche Schnitt des schlichten, glatt anliegenden Häubchens, das ein breites, rosa- oder blaueidenes Band unter dem Kinn festhielt, etwas Madonnenhaftes. Selbst ältere Personen kleidete dies Häubchen gut; ohne dasselbe erschienen nur dienende Frauen, welche der Brüdergemeinde nicht angehörten.

Bei günstigem Wetter pflegten wir regelmäßig auch den Kirchhof der Gemeinde zu besuchen. Dieser liegt im Nordosten des Ortes und hängt mit ihm durch eine wohlgepflegte Lindenallee zusammen. Die Lage des Begräbnisplatzes der Brüder und Schwestern ist frei, sonnig und höchst anmutig am Abhange des Hutberges, dessen Höhe eine Aussicht, das Observatorium genannt, schmückt.

Von der Galerie dieses Observatoriums genießt man in der That eine entzückende Aussicht, denn man überblickt ein Landschaftspanorama, an dessen Ostende die Kuppen des Riesengebirges in violetter Dufte schwimmen und das viele Meilen weit ein schimmerndes Mosaik großer, blühender Dörfer, rauschender Wälder, fruchtbarer Saaten mit dazwischen gestreuten Kirchen, Schlössern und Edelhöfen und malerischer Bergspitzen in bunter Abwechslung bildet. Freunde und Anhänger der Brüdergemeinden finden auf diesem Gottesacker manchen interessanten Grabstein, denn es wurden die sterblichen Überreste der verstorbenen Bischöfe und Ältesten sowie auch hervorragender Missionäre, welche, nachdem sie der Gemeinde ihre Kräfte gewidmet hatten, lebensmüde heimkehrten, hier beigesetzt.

7.

Die amtliche Stellung meines Vaters war, wie die aller Landprediger, sehr gebunden. Zwar fehlte es nicht an arbeitsfreien Tagen, nur ließen sich diese niemals mit Bestimmtheit voraus berechnen, und so kam es, daß der Vater nur äußerst selten über seine Zeit verfügen konnte. Ich kenne die in meinem Geburtslande gegenwärtig den Landpastoren obliegenden Geschäfte zu wenig, um mir ein Urteil über die Arbeiten anmaßen, die sie allein zu besorgen haben. Es will mir aber nach den mancherlei Umgestaltungen in Kirche und Schule doch scheinen, als hätten sie lange nicht mehr so viel zu predigen wie vor vier, fünf und sechs Jahrzehnten. In den ersten zwanzig Jahren meines Lebens war der Pastor auf dem Lande wesentlich Prediger. Von ihm verlangte die seinem Hirtenamte unterstellte Gemeinde vor allem, daß er redegewandt sei, daß ihm bei jeder vorkommenden Gelegenheit stets das passende Wort zu Gebote stehe, und daß er die nicht allen verliehene Gabe besitze, immer und unter allen Umständen, bei freudigen wie bei traurigen Ereignissen, den rechten Ton zu treffen. Allen diesen Anforderungen zu genügen, war nicht leicht. Natürliche Begabung allein reichte nicht aus; es gehörten dazu noch gründliche Kenntnis des Volkes, seiner geistigen Bedürfnisse und seines tiefen Gefühlslebens, und endlich bedurfte es großer Pastoralflugheit, die in weiterem Umfange nur durch längere Amtsführung wie durch vertraulichen Umgang mit allen Schichten des Volkes gewonnen werden konnte.

Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, das Volk, der Bauer, wie man sich gewöhnlich auszudrücken beliebt, sei leicht zu befriedigen; verstehe es nur der Prediger, ihm mit kräftiger Stimme ab und zu die Hölle heiß zu machen und bei schicklichen Anlässen ihn wieder durch Benutzung des Thränenregisters zu berühren, so habe er gewonnenes Spiel. Dieser falschen Ansicht muß, wem das Wohl der ländlichen Bevölkerung und ihrer Seelsorger wahrhaft am Herzen liegt, entschieden widersprechen. Niemand ist heikler als der Bauer in weltlichen wie in geistlichen Dingen, und was er sich einmal in den

Kopf gesetzt hat, worauf er Anspruch zu haben glaubt, das fordert er ein mit unnachsichtlicher Strenge. An seinen Prediger aber, der ihm ja Führer und Wegweiser zum Himmel sein soll, legt er einen ganz besondern Maßstab. Von ihm verlangt er zu jeder Stunde Worte des Heils, des Trostes, der Liebe für seine Seele, und wer ihm diese zu geben sich weigern oder sich mit Mangel an Zeit etwa entschuldigen wollte, der würde seine Achtung für immer verlieren.

Meinem Vater lag es als alleinigem Pfarrer des sehr weitläufig gebauten und volkreichen Dorfes ob, allsonntäglich Jahr für Jahr vormittags zu predigen, nachmittags aber Kinderlehre in der Kirche zu halten. Ebenso fiel auf jeden Sonnabend in der Woche eine Beichtrede, da es in meiner Jugend üblich war, daß jeder Erwachsene mindestens viermal im Jahre zum Abendmahle ging. An den drei hohen Festen wurden damals noch drei Feiertage hintereinander gehalten, die jedesmal fünf Predigten erforderten, da an den zwei ersten „hehren Tagen“ vor- und nachmittags gepredigt werden mußte. Jede Woche waren auch zwei Betstunden, früh von sieben bis acht im Sommer, von acht bis neun im Winter, abzuhalten, zu denen freilich außer wenigen alten Leuten nur die Schulkinder sich einfanden. Außerdem gab es noch eine ziemliche Anzahl Marienitage, die damals noch kirchlich durch Gesang und Predigt gefeiert wurden. Endlich lag es dem Vater noch ob, bei jedem Begräbnis — ausgenommen blieb nur die sogenannte „stille Abdankung“ bei ganz kleinen Kindern — entweder am Grabe eine Rede oder in der Kirche eine ordentliche Leichenpredigt zu halten, der sich die Verlesung des Lebenslaufes anschloß, dessen Abfassung ebenfalls dem Pastor zufiel. Die Zahl dieser Leichenpredigten und Grabreden belief sich im Jahre immerhin auf siebenzig bis achtzig, und jede mußte den Verhältnissen des Verstorbenen genau angepaßt sein, wenn die trauernde Verwandtschaft befriedigt werden sollte. Erwähne ich endlich noch die Verlobungs- und Traureden, die ja auch für jedes Brautpaar besonders zu gestalten waren, sowie der häufig vorkommenden Privatkommunionen bei Alten und Kranken, so wird man gern zugeben, daß Landgeistliche in bevölkerten Ortschaften, wenn sie es mit ihrem Berufe ernst und ehrlich meinten und ihrem Gewissen genügen wollten, geistige Arbeit vollauf hatten, die Hände also wahrlich nicht in den Schoß legen konnten.

(Schluß folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Die neue preußische Prüfungsordnung. Es giebt immer noch Leute, welche sich Preußen als das Land des Schematismus und Bürokratismus vorstellen. Wer die „Ordnung der Prüfung für das Lehramt an höhern Schulen vom 5. Februar 1887,“ die im Oktober dieses Jahres an die Stelle des „Reglements“ vom 12. Dezember 1866 treten wird, aufmerksam mustert und aufrichtig abschätzt, wird darin vielmehr einen neuen Beweis erblicken, daß man in Preußen, allen grundstürzenden Neuerungen abhold, doch einem unablässigen und nach allen Folgen erwogenen Vorwärtsschreiten huldigt.*)

Das Ministerium hat dabei wesentliche Unterstützung gesucht und gefunden durch die Gutachten der wissenschaftlichen Prüfungskommissionen und Provinzialschulkollegien, sowie einzelner außerhalb dieser Kreise stehenden Schulmänner.

*) Eine „Ordnung“ an die Stelle eines „Reglements“ — auch ein erfreulicher Fortschritt — trotz Mümelin. D. Red.